

Ausgewählte Novellen

Ompteda, Georg

Stuttgart, 1923

Der Witwer

Der Witwer

Durch den Hauptweg inmitten des Friedhofes schritt der Trauerzug. Voraus schwankte der Sarg, mit Blumen bedeckt, die aus dem dunklen Grün leuchteten gleich blühendem Leben. Und waren doch zum Welken bestimmt trotz ihrer Maienschöne, wie die junge Frau, die sie deckten, dahingegangen war in all ihrer Jugend. Ihr Mann folgte, kraftstrotzend und blond. Er ging unsicher, als sähe er nicht, wohin er trat. Sein Gesicht, die Lider, die starken Nasenflügel waren leise geröthet.

Hinter ihm drein schritten dunkelgekleidete Menschen. Rundum grüntem die Gräber. Ein warmer Lenzeswind, Keime mit sich führend, strich über sie hin. Es war etwas vom Werden in den Lüften, als könne es heute nicht zum Tode gehen.

Der Geistliche stand am Kopfende des gähnenden Loches, darein die schwarzen Männer den Sarg hinabgelassen hatten. Er sagte, die Liebe währe über das Grab hinaus, und ein Wiedersehen dort oben sei diesen zwei Menschen beschieden, die nichts auf der Welt gekannt als eines den andern. Dann schloß ein Gebet die Feier. Blumen sanken auf den Sarg, Erdschollen trommelten darauf, das Loch füllte sich, der Hügel wuchs, Kränze deckten ihn zu. Der Blonde drückte Hände, stand allein, wie fortan immer. Da sagte eine Stimme neben ihm:

»Komm, du kannst nicht hierbleiben!«

Ein kleiner Herr im hohen Hut zog ihn fort, der willenlos folgte. Sie schritten durch das Eingangstor an alten Weibern vorüber, die Kränze feilboten, aus dem Frieden der Totenstadt in das Hasten des Lebens.

Als sie an die Wohnung des Witwers gekommen waren, erklärte er, daß er noch ein Stück mitgehen wolle, und nach einem Umwege standen sie bald wieder vor dem Haus. Aber der große Mann blickte wie in geheimer Angst zu den Fenstern auf. Sein Freund redete ihm zu:

»Du solltest dich ein wenig hinlegen!«

»Ich kann in der Wohnung nicht allein sein! Jetzt noch nicht!«

Nun gingen sie wieder eine Strecke, doch bald meinte der Witwer, die Frühlingsluft mache so müde, er könne nicht länger laufen. Sie hatten beide noch nicht gegessen, so traten sie in eine Gaststätte. Aber es war ein trauriges Mahl, denn der Blonde wollte nichts essen. Der Freund redete ihm zu, da ließ er sich bewegen, wenigstens etwas zu trinken. Er leerte mehrmals sein Glas, und weil es bei nüchternem Magen geschah, ward ihm warm. Nun begann er, leise von seiner Frau zu erzählen: die sein erster Gedanke gewesen, wenn er die Augen aufschlug, und abends sein letzter. Das ganze Jahr während ihrer Krankheit war er außer den Berufsnotwendigkeiten nicht aus dem Hause gekommen. Abends hatte er ihre Hände gehalten, bis die Augen ihr zufielen.

Und jetzt war er allein! Er goß in einem Zuge sein Glas hinab. Sie bestellten eine zweite Flasche. Nun brannte der Wein dem verlassenen Manne in den Adern. Seine Augen wurden glänzend, halb von Tränen, halb vom Trinken.

Er preßte dem Freunde die Hand, daß der das Gesicht verzog. Dann ward er ruhig und sagte nichts, als vor sich hin ihren Namen.

Längst brannte Licht. Der Freund sah nach der Uhr, wurde unruhig, wollte zahlen, und als die Rechnung nicht augenblicklich kam, erhob er sich: sein letzter Vorortszug gehe in sechs Minuten. Er empfahl dem Blonden noch, bald heimzukehren, dann stürmte der Kleine davon mit der Überzeugung, genug getan zu haben für einen Freund, den er ohnedies im letzten Jahre kaum mehr gesehen hatte.

Der Witwer wäre am liebsten auch nach Hause gegangen, doch er fürchtete sich vor der leeren Wohnung. Der Kellner begann, die Brotkrumen vom Tisch wischend, ein Gespräch, aber er störte den einsamen Gast. Um den Menschen los zu sein, bestellte er noch einmal. Seine Gedanken schweiften zurück zu den Studentenjahren, wo er in lustiger Gesellschaft mancher Flasche den Hals gebrochen hatte. Da durchwärmte ihn seltsames Behagen nach den letzten langen Nächten mit ihrem Wachen und Bangen um ein erlöschendes geliebtes Leben.

Das Gastzimmer hatte sich geleert. Er wollte nach der Uhr blicken: es war gewiß schon spät; doch er konnte sich nicht entschließen, heimzugehen in die einsame finstere Wohnung, wo alles an den Tod erinnerte.

Da bestellte er abermals eine Flasche Wein, gleichsam sein Platzrecht sich zu erkaufen. Er schlürfte Schluck um Schluck, er geizte mit dem feurigen Raß, aber der Kellner hatte hinten schon das Licht ausgedreht und ging immer um den Tisch herum, ob der Gast noch nicht an Ausbruch dächte. Endlich erhob er sich. Als er sich im Spiegel am Eingang betrachtete, sah er eine schwarze Gestalt mit

brennend rotem Kopfe, und sobald er an die Luft trat, drehte sich ihm alles.

Es war eine laue Nacht, wie im Sommer. Am Himmel, der gleich einem langen Stabe zwischen den Dächern der hohen Häuser schimmerte, funkelten zitternde Sterne. Ab und zu glitt ein später Kraftwagen vorüber. Nur wenige Menschen gingen auf den Bürgersteigen, allein, oder Paare, untergehaßt, aneinandergeschmiegt. Der blonde Mann blickte ihnen nach. In seinem weinentzündeten Hirn kehrte immer der Gedanke wieder: zwei, zwei und ich allein, nicht nur heute, sondern immer. Er, der während der Jahre der Krankheit seinen Freunden fremd geworden war, er, der sich schwer angeschlossen an neue Menschen: allein, allein!

Da war es ihm, als spräche jemand. Das Gesicht konnte er nicht sehen. Nur den Hut: auffallend, rot, mit nickender Straußenfeder. Unwillkürlich fragte er:

»Wie meinen Sie?«

Sie kam näher, immer im Gehen, unter dem Riesenhut ein lächelndes Gesicht:

»Ganz alleene?«

Das traf ihn wie eigene Gedanken. Er blieb stehen, lehnte sich gegen einen Laternenpfahl und stammelte:

»Woher wissen Sie denn das?«

Die mit dem großen Hute grinste:

»Na, Sie haben doch niemand!«

»Nein, niemand! Keinen Menschen. Verstehen Sie? Allein. Verstehen Sie? Ganz allein! Immer allein!«

Sie lachte:

»Na, immer wohl nich!«

Er ereiferte sich:

»Doch. Verstehen Sie? Wenn ich nach Hause komme, bin ich allein.«

Er hatte die Hand bewegt, seine Worte unterstreichend. Nun kippte er vornüber:

»Hoppla!«

Sie streckte den Arm aus, ihn zu halten, und nahm seine Finger. Er ließ sie ihr, während er sprach:

»Ich kann nicht nach Haus!«

»Brauchst du ja ooch nich! Bei mir is et ganz nett!«

Er begriff den Sinn ihrer Worte nicht. Nur das dunkle Bewußtsein lebte in ihm, daß er nicht mehr allein sei auf dieser ganzen weiten Welt. Sie gingen miteinander, aber die Beine waren ihm schwer, und als die Straße sich zum Plaze weitete mit Rasenflächen und Büschen, setzte er sich auf eine Bank einem Denkmal gegenüber, das irgendeinen unbekanntem Herrn darstellte.

Der Witwer hatte die Anwesenheit seiner Begleiterin vergessen. Die Nachtwachen lagen ihm in den Gliedern, der Wein hatte ihn müde gemacht. Sein Kopf sank zur Seite, traf eine Schulter, und die Augen fielen ihm zu. Eine Stimme sprach: »Wir können doch nich ewig hier sitzen bleiben!«

Dann zerrte jemand an ihm, und er sprang auf. Sie stiegen in einen Wagen. Warum? Doch er freute sich, daß er nicht zu gehen brauchte. Als der Wagen hielt, wollte er nicht aussteigen. Dumpf hörte er schimpfen. Weshalb? Jemand fragte nach seiner Wohnung. War er wieder auf dem Standesamt? Den Tod hatte er doch schon gemeldet! Er gab Straße und Hausnummer an. Dann fühlte er ein weiches Lager. Und es war ihm wie zu Hause. Alles Grauen vor der einsamen Wohnung hatte er vergessen,

er war zufrieden, denn nun brauchte er nicht mehr umherzuirren.

Er träumte, seine Frau streichele ihn, und er lege den Kopf an ihre Wange. Sie küßte ihn. In ihm war eine tiefe Glückseligkeit. Sein Weib lebte.

»Hab' mich doch mal 'n bißßen jern! Du oller Holzkloß du!« sagte eine Stimme zwischen den Armen, die ihn umschlossen. Er bemühte sich, die schweren Lider aufzuschlagen. Da erblickte er ein Gesicht. Seine Frau. . . seine Frau war ja tot? Er hatte sie heute, nein gestern begraben. Wer war die? Und in dem Entsetzen, das über ihn kam, schüttelte er Schlaf und Weindunst ab. Da lag eine Fremde. Er erkannte sein Zimmer, sprang auf und rief:

»Hier? Bei mir?«

Das Mädchen lächelte ihn an, blinzelnnd beim ersten Morgenlicht:

»Du wolltest ja nich mit zu mir!«

Er gewahrte auf einem Stuhl den grauenvollen roten Hut mit der Straußenfeder. Da begriff er, starrte sie an, die seines armen, geliebten Weibes Stelle eingenommen und schrie:

»Gehen Sie!«

Sie begann zu lachen, denn sie meinte, die Geister des Weins seien neu in ihm erwacht. Aber er fuhr in die Kleider mit zitternden Händen, ungewaschenen Fingern, geschwollenen Adersträngen:

»Hinaus!«

Sie richtete sich auf. Ihr Haar fiel herab. Sie strich es aus der Stirn mit einem schön geformten Arm, und rief, er habe kein Recht, sie schlecht zu behandeln. Er hielt sich am Waschtisch:

»Wie kommen Sie hierher?«

»Du hast mir doch mitgenommen.«

»Ich? Ich? ... Der ich ... Verstehen Sie ... Ich habe meine Frau verloren! Gestern! Verstehen Sie? Und soll eine von der Straße auflesen?«

Sie schrie ihn an:

»Wer hat mir uff die Straße jehetzt? Kerle wie du! Jawoll! Und du erzählst mir die ganze Nacht, dat du alleene bist. Habe ich jemand? Wat? Ich bin noch alleene! Immer jesehen! Jawoll! Ich habe keene Eltern nie nich jehabt! Mir hat keener nich jeholfen! Aber ich jammere nich egal, dat ich alleene bin!«

Dann griff sie nach ihren Sachen und setzte sich vor dem Spiegel den roten Hut mit der Straußensfeder auf, während sie eine große Nadel mit riesigem goldenen Knopf zwischen den Zähnen hielt.

Er hockte auf der Marmorplatte des Waschtisches. Ihm bebten die Hände, ihm zitterten die Knie. Er folgte jeder ihrer Bewegungen, die ihm endlos dünkten. Als sie die Nadel durch Hut und Haar gestochen hatte und die Handschuhe anzog, langsam, Finger um Finger, mit wütenden Blicken zu ihm, griff er nach der Brusttasche. Zuerst wollte sie verächtlich tun, doch als sie die Banknote gewahrte, griff sie zu:

»Du mußt nich so vülle trinken! Man kann dir ja nich beese sint, denn du bist ja sonst 'n feiner Mann.«

Dann sagte sie halb frech, halb verlegen:

»Du ... Montag ... ist der Erste. Ich habe den Zins noch nich janz ...«

Die Worte erstarben ihr im Munde, so blickte er sie an. Sie ging ohne Laut. Er starrte ihr nach. Lange blieb er stehen

wie vor den Kopf geschlagen. Dann trat er an das Bett, in dem noch ein Abdruck war des Körpers jener Dirne, die hier gelegen die erste Nacht, die sein geliebtes Weib draußen unter der Erde geruht. Eine vergessene Haarnadel hob sich vom weißen Laken ab. Er nahm sie auf mit spitzen Fingern und schleuderte sie in den Eimer. Dann holte er aus dem Nachttischfach eine Pistole und schoß sich eine Kugel ins Herz.

Die Zeitungen meldeten den Fall. Sie sagten, er habe ohne seine Frau nicht mehr leben können.

Vielleicht hatten sie recht.